

Das große Spiel

Im März 1934 fielen in Rastenburg die Kanadier ein. Eishockeyspieler. Das geriet zur echten Sensation, denn wo gab es das sonst noch in Ostpreußen. Es waren die »Winnipeg« aus Winnipeg im Staate Manitoba, nahe der amerikanischen Grenze, erinnert sich Walter Kaiser, letzter Vorsitzender des ruhmreichen RSV Andere sagen, die Winniepegs waren es nicht. Ich meine, nach 44 Jahren und ein paar Monaten ist das nun egal. Fest steht aber, daß damals, anno 34 im März, eine kanadische Mannschaft in Rastenburg mit den RSVern Eishockey spielte.

Auch über den Sieg und das Torverhältnis gibt es Meinungsverschiedenheiten. Franz Barkenings schrieb in einem Rund-um-die-Rastenburg-Heft, die Kanadier schafften nur ein 4:4. In meiner Erinnerung sieht alles ganz anders aus, und diese »Erinnerungen« habe ich nun niedergeschrieben. Allerdings, und das soll keineswegs verheimlicht werden, war ich damals im März 34, ganze sieben Jahre alt. Aber das Ereignis hat sich mir ganz tief eingepägt, so daß ich noch heute von seiner Richtigkeit überzeugt bin . . .

Da kamen also damals die Kanadier nach Rastenburg, in dieses kleine, unbekanntes Städtchen dort hinten im Osten, nahe an Rußlands Westgrenze, gewissermaßen am Ende der zivilisierten Welt. Eine berühmte Eishockeymannschaft war es bestimmt, vielleicht der Kanadameister 1933 oder sogar der Weltmeister. Die Stars von drüben zogen siegesgewiß ins Städtchen ein, und die Rastenburger erwarteten sie. Auf der Spritzeisbahn. Über der Spritzbahn hingen gewaltige Scheinwerfer. So fand die erste Schlacht auf dem Rastenburger Eis bereits am Samstagabend statt. Der RSV gewann 2:0! Die Kunde vom Sieg verbreitete sich wie ein Lauffeuer.

Anderntags, am Sonntagnachmittag, fand das Rückspiel statt. Ganz Rastenburg war auf den Beinen. Vor allem die Jugend. Ich hatte schon stundenlang überlegt: Wie kommst du ohne Geld ins Stadion, denn eines war klar, Vater würde mir für dieses Vergnügen keinen Pfennig geben. Das Problem schien unlösbar. In den Vormittagsstunden streunte ich um den RSV-Platz herum und traf, welcher Zufall, Gerhard Reimann. Er sagte: »Es ist ganz einfach, reinzukommen.« Sein Plan war großartig, und ich hatte einen neuen Freund. Die Reimanns wohnten im Dachgeschoß eines kleinen Siedlungshäuschens. Und dieses Häuschen lag oben am Ende der Freiheit und am Anfang der Sensburger Chaussee. Genau neben dem Grundstück führte ein Weg zu den Sportanlagen. An der Straßenecke hatte der Verein einen Tisch hingestellt und darauf eine Kasse eröffnet. Gerhard Reimann und ich standen am Gartenzaun und beobachteten das Treiben. In einem günstigen Augenblick – die Kasse war gerade von zahlungswilligen Eishockeyfans umlagert – verdrückten wir uns nach hinten in den Garten, stiegen dort auf eine Mülltonne und sprangen über den Zaun. Unangefochten spazierten wir nun, scheinbar von der Kasse kommend, durch den dichten Kordon der mit weißen Armbinden gekennzeichneten Ordner. Wir fanden Stehplätze gleich hinter dem vorderen Tor, dicht an der Bande. Ich stieß Gerhard an und zeigte nach links. Vom Nachbargrundstück aus, einem Holzstapelplatz, entfaltete sich gerade ein Angriff auf das Eisstadion. Rastenburger Jungs, eine kleine Armee ohne Geld, die genau wie wir das Spiel unbedingt miterleben wollten, robbten und schlichen heran, sprangen auf und gingen hinter dem nächsten Holzstapel in Deckung. Doch sie nahmen sich zu auffällig. Die weißsarmbandigen Aufpasser entdeckten sie rechtzeitig, eilten zum Zaun und vertrieben die sportlichen Krieger.

Endlich war es soweit! Die Spieler liefen auf die Eisfläche, zuerst die Kanadier in weißem Dreß mit rotem Ahornblatt auf der breiten Brust. Sehr schmuck sahen sie aus. Wahre Eisriesen glitten über die Bahn, mit harten Gesichtern, entschlossen, die Scharte vom Vortage auszuwetzen. Dann kamen unsere RSVer, in schwarz-gelber Sportkleidung. Sie sahen bei weitem nicht so schön aus wie die Kanadier, aber ihnen schlugen unsere Herzen entgegen. Dank der hohen Schlittschuhe, der gepolsterten Wamse, der dicken Handschuhe, der Ellenbogen-, Schienbein- und Knieschützer sahen auch sie wie Kolosse aus. Nur ihre Köpfe waren ungeschützt. In den Händen schwangen die Matadore den gekrümmten Eishockeyschläger. Sie hatten ihre Hölzer mit farbigem Isolierband umwickelt, raffinierte Muster und Spiralen auf dem Stock gebildet. Die beiden Torwächter, Bären nicht unähnlich, hielten ganz breite Schläger in ihren gepanzerten Fäusten, um die Hartgummischeibe, »Puck« genannt, besser abfangen zu können. Auf dem Kopf trugen sie Schiebermützen (heute sind Sturzhelm und beim Torwart sogar eine Gesichtsmaske obligatorisch).

Eishockey ist ein schnelles Spiel, mit dauernd wechselnden Szenen. Die Spieler sind erregt, die Atmosphäre in den Zuschauerreihen hitzig. Da wird mit drei Schritten Anlauf genommen und schon gibt es rasende Sturmläufe, die mit klettenhaften Abwehrspielen wechseln. Der Puck gleitet über das Eis, manchmal fliegt er auch. »Schoppen« nannten wir das. Es kommt vor, daß Körper gegen die Bande krachen und Holz splittert. Es gibt tumultartige Szenen, in denen sich Stürmer und Verteidiger wie zu einem Ringkampf übereinander stürzen. Aus diesem Gewühl taucht der Kopf des Torwarts auf. Er kämpft mit, aber anders als die anderen, denn er steht vor seinem Tor wie ein Fels in der Brandung. . .

So ist das beim Eishockey – damals wie heute. Kein Wunder, daß ich mich an einzelne Spielszenen nicht mehr erinnere. Ich weiß nur noch, daß der Spätwintertag sich durch seine Milde auszeichnete. Tauwetter hatte eingesetzt. Das Eis wurde durch die Schlittschuhe matschig. Darunter litt das Spiel. Nach jedem Drittel mußte die Oberfläche der Spritzbahn mit eisernen Schiebern glatt geschabt werden. Trotz des Eismatches wurden Tore geschossen. Die Kanadier erzielten drei Treffer, wir nur zwei. Enttäuscht und traurig ging ich nach Hause und dachte trotzig: Aber gestern, da haben wir's ihnen gegeben!

Siegfried Bahr

Bericht aus „Rund um die Rastenburg“ Heft Nr. 9, Dezember 1978